

Eduard Kaeser

Trost der Langeweile

Die Entdeckung menschlicher
Lebensformen in digitalen Welten

Rüegger Verlag

«Du wirst dich niemals mehr langweilen ...»

Eric Schmidt, Ex-CEO von Google

© Rüegger Verlag, Zürich / Chur 2014

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagbild: Giorgio Morandi, *Natura morta* (1960)

www.rueggerverlag.ch

info@rueggerverlag.ch

ISBN 978-3-7253-1016-6

Inhalt

Vorwort	
Das Mediotop und seine Tücken	7
Trost der Langeweile	
oder Die Tugend eines Lasters	17
Simulo ergo sum	
oder Der digitale Dualismus	29
Geschnatter unter Netzprimaten	
oder Ökologie der Aufmerksamkeit	40
Von Kopf bis Fuss auf Liebe programmiert	
oder Maschinen sind auch nur Menschen	48
Total Recall	
oder Die unerträgliche Leichtigkeit des Erinnerns	58
Nimm und lies – und iss	
oder Die Physis des Buches und des Lesens	68
Montblanc und Macbook	
oder Die Intelligenz unserer Finger.	81
Lost in Orientation	
oder Der Mensch ist nicht da, wo er ist	90
Mit dem Kopf gehen	
oder Die subversive Automobilität	106
Ding und Zeug	
oder Vom Sammeln und Zerstreuen	117

Vorwort

Das Mediotop und seine Tücken

Wir leben immer weniger in Biotopen und immer mehr in Mediotopen. Unsere Umwelt ist nicht so sehr geprägt von natürlichen Dingen als vielmehr von künstlichen, medialen. Man vergewissere sich nur für einen Augenblick der eigenen familiären Umgebung. Überall die Vermittlung, die *Medialität* von Geräten und Gadgets. Neuerdings prägt sich diese Medialität auch dem intimsten und persönlichsten Kreis der Umwelt, unserem Körper, ein. Man spricht vom Internet der Dinge, von smarten, softwarebestückten Artefakten, die unsere alltäglichen Verrichtungen übernehmen, uns auf Schritt und Tritt begleiten und uns auf diese Weise zunehmend in ein Netz von Daten verstricken. Wir sind buchstäblich in das Mediotop eingesponnen. Und hier, mitten in der elektronischen Hülle, die uns umgibt, stellt sich immer drängender die Frage, was wir mit unseren «alten» Fähigkeiten denn noch anfangen sollen.

Zu Phraseologie und Ideologie des technischen Fortschritts gehört, dass er Altes überwindet, ersetzt, zum Unbrauchbaren schlägt. Und in diesem Tonfall vernehmen wir heute, dass die digitale Revolution unseren traditionellen Wissenserwerb, unsere Denk- und Verhaltensweisen, unsere zwischenmenschlichen Umgangsformen von Grund auf verändere. Freilich vergisst man dabei leicht, dass «Revolution» auch die Bedeutung des Sich-im-Kreis-Drehens hat. Und nimmt man alle die schönen revolutionären Innovationen etwas genauer in Augenschein, macht man doch

plötzlich eine interessante Entdeckung, nämlich die, dass uns das Neue auch *zurückdreht* zum Alten. Der Angelpunkt ist immer der gleiche: der Mensch.

Aus geringer Höhe betrachtet erscheint die jüngere Technikgeschichte als eine Parade grandioser Erfindungen, die uns ununterbrochen einreden, unser Leben sei dank ihnen anders, besser, schöner, leichter geworden. Das verwundert eigentlich auch kaum, denn die Geschichte von neuen Medien und Geräten ist in ihrer Anfangsphase kaum von deren Promotion zu unterscheiden; sie wird vorzugsweise von Designern und Marktschreibern geschrieben, die ihre Produkte an die Frau und an den Mann bringen wollen. Ihre Perspektive redet uns Alternativlosigkeit ein: Es gibt nichts anderes, nichts Besseres! Technikgeschichte ist vorwiegend *innovations-zentriert*: sie ist gebannt vom Neuen. Das Science Museum in London präsentiert eine Galerie beeindruckender Schaukästen unter dem Titel «The Making of the Modern World». Sie suggeriert uns eine bestimmte Zeitgerichtetheit anhand von Technologien. Dampf erscheint in diesem Bild als Energieform des 19. Jahrhunderts, die abgelöst wird durch Elektrizität und Kernenergie. Im Museum gibt es aber zahlreiche Dampfschiffmodelle aus dem 20. Jahrhundert. Sie werden nicht in die Erzählung «The Making of the Modern World» eingewoben, die eben will, dass diese Art des Antriebs von den nachfolgenden Energieformen *überwunden* wurde. Die meisten Technik-, Wissenschafts- und Industriemuseen belegen zwar mit ihren Exponaten die Langlebigkeit älterer Technologien, deren «überdauernden» Wesenszug scheinen sie aber nicht in ihre Perspektive aufzunehmen. Sie stehen unter dem Diktat einer ganz bestimmten Fortschrittsgeschichte des «Überwindens».

Neue Technologien würden unseren Alltag von Grund auf verändern, lassen sich regelmässig «Technovisionäre» vernehmen. Nehmen wir dagegen eine Nutzerperspektive ein, stellen wir fest, dass die meisten von uns immer noch das tun, was sie schon immer taten. Die Textur

unserer Lebenswelt wird nicht nur durch das geprägt, was wir tun, sondern auch durch die Art, wie wir es tun. Die neuen Medien verändern primär das «Wie». Staubsauger, Geschirrspülmaschine, Kühlschrank und Mikrowelle haben den Modus der Arbeit im Haushalt durchaus verändert. Doch immer noch wird gereinigt, gekocht, gewartet, geflickt, gewaschen. Damit sei nun keineswegs behauptet, dass überhaupt keine Entwicklung hin zur Erleichterung und Entlastung stattgefunden hat, sondern, dass erstens das vermeintlich Überwundene in neuer Form und Bedeutung wiederkehrt; und zweitens die Mittel der Erleichterung und Entlastung durchaus mit der Frage behelligt werden dürfen, ob sie nicht selber zu neuen Beschwerden und Belastungen führen.* Um diese *Wiederkehr des Überwundenen* kreisen die hier versammelten Essays.

Dabei fungiert das Thema des Essays, das dem Buch den Titel gibt, gewissermaßen als Leitmotiv. Wenn man eine Grundstimmung in unserer postindustriellen Lebensform benennen müsste, dann wäre es Langeweile. Sie ist freilich nicht auf die Gegenwart beschränkt, sondern hat vielmehr eine lange Kulturgeschichte, welche primär von der «Überwindung» dieser Untugend erzählt. Heute beschäftigt sich damit eine gewaltige Industrie der Langeweilebekämpfung namens «Unterhaltung». Mit der Langeweile verhält es sich in etwa wie mit dem Dreck: Man schafft ihn eigentlich nicht weg, man verschiebt ihn. In diesem Sinne «verschiebt» man die Langeweile in Deponien der Psyche, von wo aus sie umso wirkungsvoller ihre Macht auf uns ausüben kann. Eigentlich gilt es also, ganz im Sinne der «Wiederkehr», sie nicht zu entdecken, sondern sie wieder zu entdecken. Sie als Tugend zu revalidieren, bedeutet, das Menschenbild der Technologien kritisch zu befragen, die sich zum Ziel gesetzt haben, den Menschen von solchen Beschränkungen und Belästigungen zu befreien.

* Ich knüpfte hier an eine Fragestellung an, die schon in einer früheren Essaysammlung Gestalt angenommen hat. Eduard Kaeser: *Der Körper im Zeitalter seiner Entbehrlichkeit*, speziell: *Die Last der Entlastung*. Wien, 2008.

So verhält es sich auch mit der Simulation, die ja heute im Zeitalter der virtuellen Realitäten zu einem neuen Lebenselement geworden ist. Sie weckt in jüngerer Zeit ein Unbehagen, das in den personalen Kern menschlicher Existenz hineinreicht. Die neuen sozialen Medien würden uns ein fast unbeschränktes Repertoire des Posierens bereitstellen, hört man, und uns dadurch von unserem «wahren» Selbst entfernen und entfremden. Eine Person zu sein, sei heute eine Option, wie dieses oder jenes Hemd zu kaufen. In einer Zeit der Identitätsangebote im Netz löse sich die Identität auf. Das trifft sicher auf eine Tendenz unseres Lebens in Social Media zu. In ihnen wird die «Performance» seiner selbst ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger, als das «wahre» Selbst. Aber was ist eigentlich dieses «wahre» Selbst? Existiert es überhaupt? Der Essay «Simulo ergo sum» geht dieser existenziellen Frage nach Formen der Authentizität in digitalen Umwelten nach.

In den gleichen thematischen Zusammenhang fällt ein heute oft diskutiertes Problem, nämlich die überwältigenden, von den neuen Medien angebotenen Zerstreungsmöglichkeiten, in Gestalt der mobilen Apps und Gadgets, die uns überallhin begleiten. Unsere Aufmerksamkeit wird im Mediotop dermassen in Beschlag genommen, als ein knappes Gut derart hart umkämpft, dass man mittlerweile von einer «Ökonomie der Aufmerksamkeit» spricht. Der Architekt Georg Franck hat in diesem Zusammenhang den Begriff des «mentalen Kapitalismus» geprägt, d. h. einer immateriellen Wirtschaftsform, die sich zunehmend unseres kulturellen und sozialen Lebens bemächtigt. Gerade sie akzentuiert nun auch die Notwendigkeit einer «Ökologie», eines Haushaltens mit unserem ganzen Repertoire an technisch aufgerüsteten Aufmerksamkeitsarten. Sie bedeutet Neubesinnung auf herkömmliche Praktiken und Techniken der Wahrnehmung inmitten der ganzen Fahrhabe an Geräten, die das Wahrnehmen für uns übernehmen. Davon handelt der Essay «Geschnatter unter Netzprimaten».

Bei einem zunehmend intimeren Verhältnis von Mensch und Technik kann es nicht verwundern, dass Softwareingenieure von der Idee sozialer, «beziehunsfähiger» Roboter gebannt sind, mit denen wir eines Tages Kontakt pflegen wie mit realen Personen. Der Essay «Von Kopf bis Fuss auf Liebe programmiert» nimmt die Simulation noch einmal ins Visier, nun quasi aus einer pikanteren Perspektive. Kann ein Artefakt Emotionen derart perfekt simulieren, so dass wir schliesslich nicht mehr in der Lage sind, zwischen echter und artifizeller Liebe zu unterscheiden? Die Frage hat das Gehege der Science-Fiction längst verlassen. Der Computerwissenschaftler David Levy sieht kein prinzipielles Hindernis, mit Robotern Sex zu haben. Man sollte dabei weniger an der Idee der Erweiterung unseres erotischen Appetits auf Artefakte Anstoss nehmen, als vielmehr an der impliziten Anthropologie, die aus solchen Visionen spricht. Sie reduziert Emotionalität auf das beobachtbare, somit letztlich programmierbare Verhaltensrepertoire der Emotionalität. Eine solche reduktive Anthropologie zielt ja direkt auf das Herz unseres Menschseins, indem sie tendenziell das Argument auf insidiöse Weise umkehrt: Wenn wir einem Roboter Gefühle nicht absprechen können, dann heisst das, dass der Unterschied unwesentlich ist, d. h., dass wir Menschen «im Grunde» auch Roboter sind.

Mit Google und seinen Suchalgorithmen hat sich ein Universalgedächtnis installiert, das, wie die neuesten Enthüllungen über die Geheimdienstaktivitäten an den Tag gebracht haben, binnen Kurzem von einer verheissungsvollen «Quelle des Wissens» zu einem machtvollen Instrument der Überwachung pervertiert ist. Die nötige politische und juristische Debatte über Privatsphäre, Urheberrechte und Datenschutz in der digitalen Öffentlichkeit ist in vollem Gange. Auf der technischen Ebene wird die Möglichkeit diskutiert, Information mit einem Verfallsdatum zu versehen. Darüber hinaus scheint mir aber auch ein allgemeines anthropologisches Problem Gestalt anzunehmen: Bislang haben wir im Erinnern die Kulturleistung par excellence gesehen. Seit den Felsma-

lereien von Altamira lagert der Mensch die Gedächtnisfunktionen seines Gehirns aus in externe Speicher, in Bild, Ritual, Spiel, Zeremonie, Musik, Theater, Schrift, Film, Architektur, Werkzeuggebrauch. Kulturen sind kollektive, verkörperte Gedächtnisse. Vor dem Hintergrund der technischen Erinnerungserleichterung – des Speichern und Abrufen – konturiert sich nun die komplementäre «natürliche» Fähigkeit des Vergessens quasi als ebenso wichtige Kulturleistung. Diese Wiederentdeckung ist Thema des Essays «Total Recall».

Mit der Wiederentdeckung von alten Kulturtechniken haben auch die Essays «Nimm und lies – und iss» sowie «Montblanc und Macbook» zu tun. Neue elektronische Lesevorrichtungen fordern das alte Trägermedium Buch heraus, und mit ihm auch Kulturtechniken wie Lesen und Schreiben, traditionelle kulturelle Ideale wie Belesenheit und Gelehrtheit, die auf der Schrift basierende Intellektualität und Sozialität schlechthin. Die «Digerati», die sich als digitale Elite gerierenden Medientheoretiker, sprechen davon, dass uns das E-Book ebenso vom Papierbuch «erlösen» werde, wie dies das gedruckte Buch mit dem Pergamentkodex und der Schriftrolle getan hatte. Auch hier ist der eingangs erhobene Vorbehalt gegen die Überwindungs-Ideologie mehr als angebracht, die meist auf einem einäugigen Geschichtsbild beruht. Mit der «Physis» des Buchs bringen wir ein Thema auf das Tapet, welches man allgemein mit «Comeback des Materiellen» umschreiben könnte. Das Buch ist mehr als ein Medium, ein Instrument, sich Text zuzuführen. Es ist auch Körper – *librorum corpora*, wie es im Mittelalter genannt wurde –, zu dem unser Körper eine mehr oder weniger intime Beziehung hat. Lesen ist eine Körpertechnik. Ebenso wie Schreiben. Die digitalen Formen des Texteditierens haben die Schreibmöglichkeiten ins Ungeahnte erweitert, und nicht zuletzt beginnen sie die alte Frage nach der Autorschaft neu zu akzentuieren. Auch hier stellt sich die Frage nach der physischen Komponente des Schreibens – buchstäblich nach dem «digitalen» oder haptischen Anteil an dieser Aktivität. Wenn wir umgekehrt

unsere Finger nicht gebrauchen, werden wir «fingerblind», wie das der finnische Neurologe Matti Bergström nennt, verlieren wir unser Fingerspitzengefühl: eine Form von Selbstverstümmelung: ergo Dummheit. Gerade die elektronische Form verhilft also einer Eigenheit des alten Mediums zu einer Bedeutung, wie sie uns bisher in dieser Tragweite gar nicht bewusst war.

Auch Gehen ist eine etwas in Vergessenheit geratene Körpertechnik. Der Mensch ist von Natur aus ein Fussgänger. Diese Gangart ist ihm auf den Leib geschrieben, sie prägt seine Wahrnehmungs-, Denk-, Handlungs- und Lebensweise, auch wenn er heute immer mehr ins Auto, in den Zug, ins Flugzeug steigt, um von einem Ort zum andern zu gelangen. Wir vergessen das im Zeitalter der Hypermobilität gern und leicht. Gehen scheint als eine Kulturtechnik wiederentdeckt zu werden, nachdem ihm schon Walter Benjamin zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine neue Stellung im urbanen Milieu der europäischen Grossstadt verschaffte – nicht mehr als die ambulante Selbstinszenierung und Distinktion des Bürgers, sondern als Akt der Subversion: buchstäblich der Unterwanderung der Hektik, der Geschäftemacherei, der Massen- und Warenkultur. Ganz im Geiste dieser Subversion müsste heute im globalen Kontext des industrialisierten Reisens und der neuen Ortungstechniken wie GPS die Bewegungsart des Gehens, und mit ihr auch der Sinn für das Lokale, die Orthaftigkeit menschlichen Lebens, kultiviert werden. In einer total kartierten Welt, in der uns alle Wege vorgegeben, *vor-geschrieben* werden, erhält das Vom-Weg-Abkommen, das Verirren, geradezu einen «befreienden» Anstrich. Es führt uns nämlich zur Magritte-Erkenntnis des «Ceci n'est pas une pipe»: Die Welt ist nicht die Karte, nicht Google Map! Vielleicht ist sie gerade zwischen den Maschen eines immer enger gestrickten Netzes wiederzuentdecken. Dieser «Befreiung» gehen die Essays «Lost in Orientation» und «Mit dem Kopf gehen» nach.

Der Essay «Ding und Zeug» greift schliesslich die vorgängig erörterten Themen noch einmal von einem Standpunkt auf, der vielleicht etwas gar «philosophisch» anmuten mag. Das scheint mir aber notwendig zu sein, denn Technik ist inzwischen so tief in unserem Leben sedimentiert, dass sie nach einer entsprechenden Reflexionstiefe verlangt (also nicht bloss nach Technikfolgeabschätzung). Mit «Zeug» und «Ding» sind zwei menschliche Grundeinstellungen zu allem angesprochen, was es gibt, lebend oder unbelebt. Die «Zeug»-Haltung beschränkt sich also nicht auf technische Objekte im engeren Sinn des Wortes, auf Werkzeug, Maschine, Automat, Computernetz. Betrachte ich etwas als «Zeug», dann interessiert mich nicht primär, was es ist, sondern wozu es dient: *Zeug zu ...* Der Stein ist «Zeug», wenn ich mit ihm Nüsse knacken will. Der Apfelbaum ist «Zeug», wenn ich mit ihm Obst ernten will. Die Kuh ist «Zeug», wenn sie mir Milch und Fleisch liefern soll. Die andere Person ist «Zeug», wenn sie mir bestimmte Bedürfnisse zu befriedigen hat.

Im fundamentalen Gegensatz dazu steht die «Ding»-Haltung. Walter Benjamin hat sie als «Aura» beschrieben. Sie räumt dem Gegenstand einen «Eigenstand» ein, schreibt ihm eine ontologische Würde zu. Das Ding fordert von mir Anteilnahme, Engagement, welches bis zur Verehrung reichen kann. Wir müssen hier nicht gleich an Reliquien und andere rituelle Objekte denken, ganz banale Haushaltsgegenstände und Werkzeuge können diesen Status des Dings erhalten. Zum Beispiel die Axt. Obwohl Holzspalten als eine Aktivität aus «vortechnischen» Zeiten gilt und nicht mehr zur Normaltätigkeit heutiger mitteleuropäischer Haushalte gehört, beobachtet man gerade unter Menschen, die in nicht-manuellen Berufen tätig sind, eine Lust, ja sogar einen Trost im Selber-Hand-Anlegen. Sie vertauschen die Motorsäge mit der Axt. Es ist, als empfänden sie das allgegenwärtige Aus-der-Hand-Nehmen durch die Geräte immer mehr als Entzug einer zutiefst humanen Qualität; als eine Beleidigung der Hand. Darin spiegelt sich eine tiefe ironische Ambivalenz des technischen Komforts – «Komfort» bedeutet ja

ursprünglich «Trostr» und «Stärkung» – man greift zum alten Gerät, weil es jenen glücklichen «Trostr» vermittelt, welcher durch den Komfort des neuen Geräts verlorengegangen ist. Man greift zur Axt als Ding und nicht als Zeug. Unter dem Gesichtswinkel dieses Gegensatzpaares lässt sich die Entwicklung der Technik als Geschichte eines grundlegenden Einstellungswandels zur Welt schreiben, als «Entzauberung» des Dings zum Zeug. Viele Menschen im technischen Kontext verspüren den Drang zum handfesten Umgang mit Dingen, und in der Wiederentdeckung des Dings im Zeug äussert sich daher erneut die Dialektik der Überwindung alter Praktiken, die der Mensch an die Geräte abgegeben hat und nun im Zuge einer «Emanzipation» wiederzugewinnen sucht.

Spätestens nach solchen Worten muss ich auf ein mögliches – und inzwischen schon ärgerliches – Missverständnis hinweisen: Auch wenn der Blick der Essays kritisch eingefärbt ist, verstehe ich sie, aufs Ganze gesehen, nicht als Technikkritik. Sie wenden sich nicht gegen den Fortschritt, sondern gegen ein gängiges *Narrativ* des Fortschritts. Sie plädieren für eine realistischere – und damit meine ich emphatisch: auf uns Menschen bezogene – Einschätzung des Technikgebrauchs in unseren Lebensformen. Die Essays lassen sich isoliert lesen. Und dennoch verbindet sie rotfädig die Frage nach den rückständigen Techniken, die der Fortschritt vermeintlich hinter sich gelassen hat, und die sich bei näherem Hinsehen als lebens-, wenn nicht sogar überlebensnotwendig erweisen (Querverweise sind in den Seiten-Fussnoten angegeben).

Wir leben mit Geräten zusammen in einer Art von «Symbiose», wir tun dies seit der Steinzeit, und wir lösen uns daraus nicht, ohne unsere Humanität aufzugeben. Man versteht Technik nicht, wenn man nicht ihre Herkunft und ihren Nutzer bedenkt. Der scheinbar rückwärtsorientierte Blick entpuppt sich dann als der tatsächlich zukunftsgerichtete.